


**Nr. 39. Posen, den 28. September. 1890.**

# Selbstverschuldet.

Eine Reise-Erinnerung von Julius Steinbach.

(Schluß.)



„Die Sache hat ihre sehr interessante Seite für mich und einen Reiz, für den die Berliner Reise einen schlechten Ersatz verspricht. Ich denke auch nicht, daß die Tante in dem Maße krank wäre, daß sie an den Tod denken sollte. Mit einem Worte, es wäre mir lieb, wenn sich Ihr Plan bis zum Winter verschieben ließe."

„Du vergißt, Waldemar, daß ich dabei zu sein wünsche, daß ich Urlaub genommen und alle Vorkehrungen getroffen, ja, den Tag unserer Ankunft in Berlin bereits angekündigt habe, und daß es überhaupt unräthlich erscheint, der Tante einen abschläglichen Bescheid zu geben, weil Du einige Besuche vorhast. Was sind das eigentlich für Besuche? Es wäre mir erwünscht, wenn Du mir das aufrichtig mittheilen wolltest!"

Die Bewegung, in welche der Onkel bei dieser Wendung gerieth, ließ sich nicht verkennen. Jetzt stand die ganze Gefahr des Augenblicks vor meiner Seele.

Ich war nicht offen, doch vergebens suchte ich meinen Oheim zu täuschen. Sein Schmerz, sein Unwille über mein Leugnen, das einen gänzlichen Mangel an Vertrauen in seine väterliche Liebe an den Tag legte, machte sich endlich Luft.

„Theodor", sprach er, „Du beleidigst mich. Wir kennen uns lange genug, um keiner Verstellung zwischen uns Raum zu lassen. Ich habe ein Recht auf Dein Vertrauen erworben, das Du durch Dein heutiges Betragen ableugnest. Durch die Bande der Verwandtschaft, durch den Willen Deines Vaters, durch das Gesetz berufen, Dir während Deiner Minderjährigkeit als Berather, Freund und Führer bei Seite zu stehen, habe ich das höhere Alter, eine ehrenvolle Stellung in der Welt und meine Lebenserfahrungen voraus, und fordere heute, wo Du mich zum ersten Male zum offenen Widerspruche zwingst, Gehorsam. Ich erkläre Dir daher drei Dinge: erstens, daß ich Alles weiß, was Du mir verheimlichst, zweitens, daß ich Deine Verbindung mit jener, wenn auch achtbaren Familie mißbillige, drittens, daß ich meinen Willen mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln durchsetzen werde."

„Gut denn", entgegnete ich hitzig, „so werden wir nach Berlin reisen; die Reihe wird später aber auch an mich kommen, meinen Willen zu haben!"

„Und an mir", betheuerte der Onkel noch hitziger, „ist es heute schon, dafür zu sorgen, daß dieser Wille ein vernünftiger sei!"

Beim Hinausgehen erblickte ich Marie, ich stürmte ohne Gruß an ihr vorüber. Erst als ich auf meinem Zimmer war, fiel mir der ernste, nachdenkliche Blick auf, mit dem sie mir nachsah, und der wie ein schwerer Vorwurf auf mir lastete. Sollte auch sie die Verstimmung des Onkels theilen?

Das Alles änderte an meinem Entschlusse nichts, der auf nichts Geringeres hinauslief, als nach erlangter Volljährigkeit der Wahl meines Herzens ungehindert zu folgen.

Um alle weiteren Erklärungen und Zerwürfnisse abzuschneiden, kleidete ich mich an und beschloß auszugehen. Doch da klopfte ein zarter Finger an meine Zimmerthüre und ein blühendes, blondgelocktes Mädchenangesicht blickte zwischen der Thür herein. Es war Marie.

„Darf ich herein?" fragte sie, schüchtern umherblickend, als ob sie die Anwesenheit einer dritten Person fürchtete.

„Warum nicht", entgegnete ich ziemlich gleichgültig, „wenn Du es nothwendig findest; aber Du siehst, ich bin im Begriffe auszugehen!"

„Abscheulicher!" erwiderte sie eintretend, „Du also findest meinen Besuch überflüssig?"

„Vergieb, Marie", sagte ich, ihr die Hand zur Versöhnung bietend, „Du weißt nicht, wie böse mich der Onkel gemacht!"

„Er Dich?" betonte Marie ernst, „ich fürchte, Du ihn noch weit mehr! Ich bitte Dich, Waldemar, reize den Vater nicht noch mehr. Ich beschwöre Dich, gieb nach!"

Ein Sturm des Unmuths brach in meiner Seele los.

„Wie", rief ich, „auch Du bist mit ihm einverstanden, auch Du theilst eine Ansicht, die, wenn ich ihr folge, mich ehrlos, vor mir selber verächtlich macht? Bin ich ein Kind? Darf ich nur athmen, um den thierischen Funktionen des Lebens nachzukommen, und fühlen, denken, nach Ueberzeugung handeln darf ich nicht? Wer unterscheidet für mich das Gute vom Bösen, wer weiß besser als ich, was mir frommt? Wer kann mich zwingen, zu fühlen, wie er fühlt, zu handeln, wie er handeln würde, alles nach dem kalten Vortheil abwägend?"

„Du verkennst den Onkel", schmeichelte Marie. „Waldemar, guter Waldemar, besänftige Dich; bedenke, wie gut es der Vater meint. Laß Dich von mir erbitten."

„Ich gebe ihm ja nach", entgegnete ich mit einer Einmischung von Ironie, „ich reise mit ihm nach Berlin. Er wird doch nicht ewig mein Vormund bleiben wollen?"

Mit einem langen Schmerzensblicke ruhte ihr Auge auf mir, mit einem Blicke, der in einer mir unbegreiflichen Verwirrung endlich den Boden suchte.

„Was willst Du sagen?" rief ich, als die eingetretene Pause mir zu lange währte.

„Sagen? — Sagen werde ich Dir nichts", erwiderte sie mit langsamer, beinahe feierlicher Betonung, bei der sich ihre schlanke Gestalt mit dem Stolze einer Königin erhob, „was

ich Dir sagen könnte, das verständest Du in diesem Augenblicke am allerwenigsten. Aber handeln werde ich, Waldemar, wie es meinem und Deinem Werthe, wie es wahrer Freundschaft würdig ist."

Eine Thräne entrann ihrem Auge. Ich ergriff ihre Hand, sie zitterte. Noch war ich unschlüssig, was ich ihr erwidern, wie ich ihr sonderbares Wesen verstehen sollte, als sie sich loswand, sich aber rasch an meinen Hals warf, mich küßte und durch die Thüre entschwand. Die Thränen, die sie an meinem Halse geweint, feuchteten meine Wangen.

Unbegreiflich, brummte ich vor mich hin, oder der Alte führt etwas im Schilde, und sie weiß darum. Aber mich soll er auf Alles gefaßt finden.

Als ich wieder nach Hause kam, erfuhr ich, Marie sei zu einem Verwandten nach München gereist. Ich selbst fuhr am darauf folgenden Tage nach Berlin.

Ich kann mich jetzt kurz fassen. Meine Tante empfing mich mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit und söhnte mich schließlich mit dem Onkel wieder aus. Auf ihren Wunsch blieb ich in ihrem Hause während der ganzen Ferienzeit. Das nächste Jahr übernahm ich nun meine Hüttenwerke, welche meine Thätigkeit so in Anspruch nahmen, daß ich wiederum meinen Plan, nach dem Haag zu reisen, nicht zur Ausführung bringen konnte. Außerdem aber waren Umstände eingetreten, welche ein Wiedersehen mit Veronika schwierig zu machen schienen. — Meine an sie, wie an ihren Vater gerichteten Briefe kamen unerbrochen zurück. Erkundigungen, die ich durch zweite Hand einzog, ergaben, daß dem Vater Veronika's seine Stellung durch irgend welchen fremden Einfluß unhaltbar gemacht worden sei, und daß die mir theure Familie das Schloß verlassen habe, um, wie man vermuthete, nach England überzusiedeln.

Mich aber hatten Zeit und Entfernung abgestumpft. Der inzwischen eingetretene Tod meiner Tante, meines Onkels und meiner Cousine Marie machten mich in ganz kurzer Zeit zum Erben eines sehr bedeutenden Vermögens; die Kraft der Jugend, die Studien, das Geschäftsleben, die Erbschaftsverhandlungen und die Verwaltung meiner Güter beschäftigten meinen Geist unablässig und so konnte ich, mußte ich Veronika vergessen.

— — — — — — — — — — — — —

Hier schloß Waldemar seine Erzählung, der ich ruhig zugehört hatte, ich konnte jedoch der Verstimmung nicht Herr werden, in welche mich dieselbe versetzte. Es erschien mir jedoch besser, dieses Umstandes nicht zu erwähnen, und um das Gespräch auf einen passenderen Gegenstand zu lenken, bemerkte ich, daß ich in einer vorgeführten Person irre geworden. Sie habe in ihren Handlungen meiner Erwartung durchaus nicht entsprochen.

„Du meinst Marie", bemerkte Waldemar.

Ich bestätigte dies.

„Sie allein schien Dich zu verstehen", fügte ich hinzu. „Sie allein schien entschlossen, für Dich zu handeln. Wie hat sie aber Wort gehalten?"

„Wenn Dich das so interessirt", entgegnete Waldemar, „so will ich Dir's mittheilen."

„Marie kränkelte bald nach meinem Abschiede aus dem Hause meines Oheims, wie ich später erfuhr, sichtbar. Als ich nach mehrjähriger Abwesenheit zurückkehrte, trug sie bereits den Keim des Todes in sich. Umsonst hatte man ihr mancherlei Verbindungen, mitunter sehr glänzende, angeboten, mit Festigkeit wies sie dieselben zurück. Als ich endlich zurückkam, schien sich einer ihrer Lieblingswünsche erfüllt zu haben, unsere Freundschaft wurde inniger, als je zuvor, mein Umgang war der einzige, den sie wünschte und bis an ihr Sterbebett wich ich nicht von ihrer Seite. Die Vergangenheit kam nie zur Sprache. Wohl hatte ich einmal versucht, davon zu sprechen, doch wies sie mich ab.

„Nach meinem Tode", sprach sie, „wirst Du finden, wie ich es damit gehalten! Jetzt muß ich schweigen!"

In der That fand ich nach ihrem Tode Briefe, insbesondere einen an mich, der mich über ihre damalige Theilnahme an jenen Ereignissen aufklärte.

Die Art der Erklärung aber, die ich erhielt, durchkreuzte alle meine Vorstellungen. Nach Allem, was ich hier von ihrer Hand las, war Marie mit dem Onkel einverstanden. Nach ihrer Ueberzeugung war es für mein Glück schlechterdings nothwendig, daß ich von Veronika getrennt wurde. Sie selber hatte sich nach dem Schlosse begeben, wo die Verfolgte lebte, und wie sie selbst den Zusammenstoß in einem Schreiben an die Tante entwickelte, so hatte ein Haß, wie nur ein weibliches Herz, wenn schwer gereizt, ihn fühlen kann, ihr die bittersten Worte in den Mund gelegt.

Ihr letztes Schreiben an mich, ihrer letztwilligen Verfügung angeschlossen, die mich zu ihrem alleinigen Erben einsetzten, löste erst diese Räthsel. Jetzt, da sie nicht mehr ist, jetzt erst verstehen wir uns.

„Sie liebte Dich!" rief ich aus.

„Und der Schmerz, nicht verstanden zu sein", schloß Waldemar, „zernagte ihr Leben."

— — — — — — — — — — — — —

Es giebt Momente in unserem Leben, wo unsere Handlungen uns selber nicht bestimmt vorschweben, weil wir ohne eigentliche Anschauung von dem, was wir beginnen, von einem inneren Drange geleitet werden, der weder Rechenschaft ablegt, noch zur Rechenschaft gezogen werden kann. Wir schlagen manchmal ein Buch auf, blos, weil es vor uns liegt, werfen einen prüfenden Blick auf Papiere, die wir nicht zu lesen haben, oder wählen einen Weg, auf dem uns nichts Interessantes erwartet, weil Antriebe, die nicht zu unserem Bewußtsein gelangen, uns bestimmen. So wählten wir, nachdem Waldemar seine Erzählung beendet, den Weg durch Scheveningen hindurch nach dem Friedhofe des Ortes. Jedes Menschenherz hat sein Verhängniß und muß es erfüllen. Grausam wäre es, ihm den Schmerz entreißen zu wollen, den es liebt.

Schweigend, Jeder sich seinen Gefühlen überlassend, wandelten wir nebeneinander, bis die offene Friedhofsthüre uns unwillkürlich zum Stehen brachte. Ein fragender Blick Waldemars auf mich schien erforschen zu wollen, ob ich wohl geneigt sei, ihm in das Innere des stillen Ortes zu folgen und stumm bejahte ich. Der Friedhof war leer, wenig war darin zu sehen. Und dennoch enthielt er einen Gegenstand, der uns unwiderstehlich anzog, ein frisch aufgeworfenes Grab, mit Blumen bepflanzt, die eben begossen worden waren, und über ihm ein einfaches Kreuz, auf dem die wenigen Worte geschrieben waren:

Veronika N . . . . ., gestorben am . . . . 18 . ., also wenige Wochen, bevor wir diese Stätte des Friedens betraten. Darunter stand: Forget me not.

Mit Schrecken las ich in Theodors Angesicht. Zuerst Blässe, dann Gluth, dann wieder Blässe; er drohte zusammenzubrechen. Mit ausgebreiteten Armen fing ich ihn auf. — Er sprach nicht, aber Dank dem Himmel, nach einer verhängnißvollen Pause stummen Schmerzes stürzten Thränen über sein Angesicht herab.

Das Herantreten des Todtengräbers nöthigte uns eine Art Fassung auf; es gestattete uns aber auch, einige Fragen an ihn zu richten. Was wir vernahmen, überzeugte uns, daß Waldemar auf Veranlassung seiner Familie über den Aufenthalt Veronika's getäuscht worden war; ihr Vater hatte das Schloß nie verlassen, und lebte noch heute hier, mit den beiden andern Schwestern, die täglich herkamen, das Grab der geliebten Todten zu schmücken. Ueber den Tod Veronika's erfuhren wir, daß sie einem Herzleiden erlegen sei. Es sei ihr Wunsch gewesen, auf dem Scheveninger Friedhofe begraben zu werden, ebenso auch das Forget me not auf dem Kreuz.

Eine jener Blumen, mit denen treue Schwesterliebe das Grab geschmückt, legte Waldemar in sein Taschenbuch. Wir sprachen wenig, als wir den Ort des Schmerzes verließen. Den nächsten Tag reisten wir aus dem Haag ab. Waldemars Herz krankte. Die milde Allmutter Natur und die Kraft seiner Jugend haben zwar seinen Schmerz gemildert, doch konnten sie ihn niemals bannen. Nie giebt sich Waldemar einer lauten Freude hin. Oft überraschte ich ihn seither bei seinem Erinnerungszeichen, der Blume vom Grabe seiner geliebten Veronika.

# Der Löwenjäger.

Humoreske von Gräfin Martha Freddi.

Es war ein Empfangsabend beim Höchstkommandirenden, und ein besonders lebhafter und heiterer Ton herrschte vor. Während des Soupers, das in verschiedenen Sälen und Zimmern eingenommen worden war, hatte sich die frohe Stimmung noch erhöht, und jetzt, beim Dessert, eilten mit Süßigkeiten beladene Heldengestalten hin und her, und am Buffet machte man sich besonders sinnreiche Konfektstücke unter Scherzen und Lachen streitig.

Unser jüngster Lieutenant, lang, blond, mit weißlichen Mundwimpern statt Schnurrbärtchens, hatte soeben ein Marzipanherz mit militärischen Insignien in grünen Zuckerbohnen erbeutet und schickte sich mit großer Befriedigung an, es seiner Tischnachbarin zu bringen; da legte sich ihm eine feste Hand auf die Schulter, und er schaute in das Gesicht seines Kameraden von Windelberg:

„Es hilft Dir heute kein Gott, Du mußt Deine Löwenjagd erzählen", sagte er. „Man spricht bereits davon an unserm Tisch, und alles ist gespannt; ganz besonders, wie mir schien, Deine kleine weißrosa Dame."

Eine helle Röthe breitete sich über das Gesicht des Lieutenants:

„O laß mich; wie kann ich hier daran denken!" rief er fast entsetzt.

„Mache es, wie Du willst, Löwenjäger; aber bedenke, daß Dein Spitzname hier bereits bekannt ist und — glaube mir, Du zeigst Dich nie vortheilhafter, als wenn Du dies Abenteuer erzählst", fügte er plötzlich leise, in überzeugungsvollem Ton hinzu.

Lieutenant Hügelmann, genannt der Löwenjäger, ließ ein leichtes, unentschlossenes Räuspern hören und blickte unwillkürlich zuerst in den gegenüberhängenden Spiegel und dann auf das grüne Gemüse seines Marzipanherzens.

„Es ist aber doch zu furchtbar unwahrscheinlich!" flüsterte er seufzend.

„Je unwahrscheinlicher, desto besser! Du weißt, daß ich Dir beistehe."

Wieder ein Augenblick der Stille:

„Wie kannst Du mir nur zureden? Das waren Fähnrichstreiche!" brauste Hügelmann plötzlich auf. „Du weißt, daß wir in den paar Monaten, die ich nach der schweren Krankheit bei meinem Onkel in Kairo zubrachte, nicht die Haut eines Löwen gesehen haben, wie viel weniger denn einen Löwen..."

„Ist ganz egal, sage ich Dir! es bleibt uns übrigens, wie ich sehe, keine Wahl mehr. Dort winkt man uns schon. Hat das Mädel Augen! Sieh, wie sie Dir entgegenschaut!"

„Ist es wahr, Herr Lieutenant, daß Sie auf einer Löwenjagd, einer wirklichen Löwenjagd in Arabien gewesen sind?"

„Zu Befehl, mein gnädigstes Fräulein, das heißt, ich habe wohl so manchem dieser Thiere in Afrika und Arabien den Garaus gemacht."

„Nein, nein! wir meinen die große, die bekannte Löwenjagd; Sie wissen schon!" rief man von allen Seiten.

„Es handelt sich also in diesem Falle um eine besonders wunderbare, mit unbestreitbarem Jagdglück ausgeführte Attaque.." Lieutenant Hügelmann setzte sich ein wenig in Positur, zerbröckelte mit der linken Hand mechanisch einige Brotkrümchen und begann:

„Es werden zwei bis drei Jahre her sein, da übermannte mich meine unüberwindliche Sehnsucht nach Abenteuern und fernen Ländern. Ehe ich mich dem von mir erwählten Beruf in die Arme warf, zog ich, im Vereine mit dem Kamerad von Windelberg, hinaus in die Weite." (Der Freund verbeugte sich zustimmend.)

„Und so reisten wir über Wien nach Triest, schifften uns nach Afrika ein und gingen nun in Forschungs- und Jagdreisen weiter. Was jenes kleine Erlebniß betrifft, das mehrfach den Vorzug gehabt hat, erwähnenswerth gefunden zu werden, so will ich nur noch betonen, daß es von Anfang bis Ende vollkommen wahrheitsgetreu ist."

„Dafür bürge unter andern auch ich", rief Kamerad von Windelberg.

„Ein arabisches Sprichwort sagt: „Wenn Du eine Reise machst, so wappne Dich, als solltest Du einem Löwen begegnen", und ich möchte noch besonders hinzusetzen, „einem schwarzen Löwen." Obgleich dieser ein wenig kleiner als der gewöhnliche braune Löwe, ist er doch bedeutend stärker und kräftiger als dieser gebaut. Seine schwarze Mähne, die ihm den Namen giebt, ist lang und dicht; sie verleiht dem Thier etwas Drohendes, das durch seine stolze Haltung nur noch erhöht und vervollständigt wird.

Wie allgemein bekannt, pflegt er nicht, gleich den anderen Löwen, umherzuziehen, sondern er setzt sich an einem bestimmten Orte fest und bleibt seinem Wohnplatz treu, selbst bis zu einem Zeitraum von zwanzig bis dreißig Jahren. Am Abend erwartet er die Ochsenheerden, wenn sie von den Bergen herabkommen, und tödtet vier oder fünf, um dann ihr Blut zu trinken, oder er verläßt auch bei Sonnenuntergang seine Höhle, postirt sich in der Nähe einer Landstraße und wartet hier auf einen Reiter oder Wanderer, der sich etwa verspätet hat.

Ein intimer Freund von mir, der Araber Ali-ben-Braham, hatte ein solches Begegniß, er sprang aus dem Sattel, zäumte in aller Eile sein Pferd ab, und überließ dies dem Löwen zum Imbiß, während er selbst, das Lederzeug auf dem Kopfe tragend, davonging. Das Pferd wurde vor seinen Augen erwürgt.

Doch diese kurze Thatsache ganz nebenbei und nur, weil Ali dem Kameraden und mir die Sache zufällig mittheilte, als wir ihn am nächsten Morgen anders beritten fanden. Auch kann das Begegniß für einen besonderen Glücksfall gelten, da für gewöhnlich Reiter nebst Pferd den Appetit eines schwarzen Löwen nicht übersteigen. Er mußte an jenem Tage eben stark gefrühstückt haben.

Während wir beide, Kamerad von Windelberg und ich, bei meinem lieben Ali-ben-Braham zum Besuch weilten, hatte sich die Kunde von unserer Passion wunderbar schnell verbreitet.

Wir saßen gerade bei einer Tasse des echtesten Mokkas auf der Veranda, während unsere Araberhengste unten im Hof geputzt wurden, da erschien der alte Scheik von Mahoma und flehte mich im Namen des Landes an, die Gegend von einem Löwen zu befreien, der sich in der Nähe angesiedelt hatte.

Erst seit gestern hatten wir wieder einmal unter Dach geschlafen, nachdem wir etwa hundert Nächte ohne Obdach, nur unter dem Sternenhimmel, zugebracht; doch eine Aufforderung dieser Art kam mir immer willkommen. So ließen wir uns denn die Spuren des Löwen zeigen und nahmen seine Fährte auf.

Die Eingeborenen, die uns der Scheik mitgegeben hatte, liefen neben und hinter uns her, schwatzten über das bevorstehende Jagdabenteuer und bettelten schon jetzt um die Erlaubniß, vom Herzen des Löwen kleine Stückchen essen zu dürfen, was, nach dem Glauben des Arabers, Muth und Stärke verleiht. Sie glaubten an einen stolzen Sieg und ahnten nicht, welchen unerwarteten Ausgang die Sache nehmen sollte."

Lieutenant Hügelmann machte eine kurze, bewegte Pause, während Kamerad von Windelberg in der Rückerinnerung an jene Stunde mehrmals tragisch mit dem Kopfe nickte.

„Endlich, nach einer Wanderung von mehreren Stunden, waren wir an einem ausgetrockneten Flußbett angekommen, in einem theilweise bewaldeten Thal. Eine seichte Quelle rieselte am Waldrand, und deutliche Fußspuren zeigten, daß hier „der Herr mit dem großen Kopf", wie der Löwe von den Einwohnern genannt wird, seinen Abendtrunk einzunehmen pflegte.

Ich schnitt mit dem Dolch einige Zweige ab, die meinen Schuß hätten hindern können, ließ von den Eingeborenen eine Ziege nahe der Quelle anbinden und schickte sie selbst dann in den Hinterhalt. Nur Kamerad von Windelberg blieb neben mir.

So warteten wir regungslos mehrere Stunden, bis der Mond voll und klar am Horizont aufstieg; er beleuchtete die Gegend köstlich und magisch, wie mit elektrischem Licht. Da, plötzlich, fing die Ziege an zu zittern, riß an ihrem Strick, schaute sich Hilfe suchend um, und wir bemerkten einen schwarzen Löwen, so groß, so majestätisch, so prachtvoll in seiner Kraft und Schöne, wie ich bisher auf meinen sämmtlichen Streifzügen und Jagden noch keinen gesehen hatte.

Neben der Quelle angelangt, zögerte er, zog Witterung ein, und im nächsten Augenblick sah ich seine rothglühenden Augen auf mich gerichtet — unsere Blicke begegneten sich.

Er präsentirte sich mir voll en face, seine breite Stirn bot mir jetzt gerade eine herrliche Zielscheibe; aber ich hätte den König der Wüste nicht tödten mögen, ehe ich ihn nicht noch, mit Wollust der Bewunderung und Gefahr, betrachtet hätte. Zweimal erhob ich meine Büchse und legte auf den Fleck zwischen seinen gewaltigen Augen an, zweimal drückte mein Finger leise am Hahn — aber immer noch konnte ich mich nicht zum Schuß entschließen — Augenblick auf Augenblick zögerte ich ...“

Die ganze Tafelrunde schaute mit gespannten Blicken auf Hügelmann; nicht der geringste, noch so leise geflüsterte Laut erklang im Zimmer, und der Erzähler konnte sich nicht enthalten, einen Blick vollster Genugthuung über sein Auditorium schweifen zu lassen. Da — oh, da zuckte er leise zusammen; er hatte erspäht, daß auf der Schwelle zum dunkleren Nebenzimmer der Höchstkommandirende mit Gemahlin stand, und letztere, die blitzende Kette, die den Vorhang zurückhielt, in der Linken, den Oberkörper leicht vorgebeugt, seiner Erzählung auf das gespannteste lauschte.

Das war zu viel für die Bescheidenheit unseres jüngsten Lieutenants! Schaudernd vergegenwärtigte er sich, vor wem er im Begriff gewesen war, die krasseste Lüge seines Lebens aufzutischen. Er zögerte, seine Stimme wurde einen Augenblick schwankend — was jedoch von den Zuhören als berechtigte Erschütterung genommen wurde — dann richtete er sich plötzlich auf und rief in einem von Aufregung beherrschten, aber doch festen Tone:

„In diesem Augenblick, meine Herrschaften, in diesem letzten Augenblick übermannte mich das Pflichtgefühl, das einem preußischen Unterthanen folgt über die ganze Erde. Ich ließ meine Büchse sinken — ich hatte mich erinnert, daß — Schonzeit war!“

Hatte man bei dem sonst gewohnten, hoch drastischen Schluß des Löwenabenteuers gelacht, so brausten heute wahre Salven des Jubels durch den Saal. Fragen schwirrten durch einander, Wünsche in Bezug auf weitere Klärung der Situation wurden laut, kurz, Hügelmann mußte fortfahren:

„Ich hatte mich völlig darauf vorbereitet, daß nun der Löwe auf mich zustürzen und ich, ein Opfer meines Pflichtgefühls, hier mein Leben aushauchen würde. Sekunde auf Sekunde bohrten sich unsere Augen in einander, der Blick des Löwen hielt den meinen aus — seltenes Zeichen von Geisteskraft bei einer Bestie. Alle meine Sinne waren gespannt, geschärft bis zum äußersten. Da, als wir uns so gegenüberstanden, schien es mir, als würde das Glimmen seines Auges verständnißreicher, weicher — menschlicher möchte ich fast sagen, das Funkeln wurde plötzlich ein Leuchten. — Ha! Der geistige Funke hatte sich hinüber und herüber, von Hirn zu Hirn, von Auge zu Auge mitgetheilt! Mit der Miene, wie Unsereiner, wenn er kaum die Epauletten auf der Schulter trägt, der Wache abzuwinken pflegt, bewegte er die rechte Vordertatze, nickte verständnißvoll mit dem gewaltigen Haupte, wendete sich majestätisch um und ging von hinnen.

Der Löwe, selbst ein Herrscher, hatte den Beweggrund meines Handelns gebilligt.“

# Culinarische Streifzüge.

(Schluß.)

Daß in Norddeutschland auch Kaffee-Inseln liegen und daß in manchen Theilen der Schweiz der „Böhnli-Kaffee“ die Ausnahme bildet, bestätigt nur die Regel. Da hat man nun die Sachsen wegen ihres Blümchen-Kaffees verspottet und erreicht, daß ein so dünnes, unschuldiges Gebräu kaum mehr vorkommt, aber der Teufel ist ausgetrieben durch der Teufel Obersten, zumal in Mitteldeutschland herrschen die abscheulichsten Latwergen, die ganz ungescheut „zur Verbesserung des Kaffees“ ausgeboten werden, nicht eine von den guten Eigenschaften der Bohne haben, fadsüßlich riechen und schmecken, Unbehaglichkeit und Unverdaulichkeit hervorrufen und bei fortgesetztem Genusse (!) unfehlbar einen Magenkatarrh. Dann seufzt der Leidende mit einem Blicke gen Himmel: „Wozu giebt es Gesundheitsämter, wozu Verordnungen gegen Verfälschung der Lebensmittel?“ Der Fabrikant eines „Kunstkaffees“ ist freilich durch diese Bezeichnung gegen den einen Vorwurf gedeckt, nicht aber gegen den andern, und doppelt strafbar sind die Wirthe, die das bösartige Surrogat für Kaffee ausgeben und sich auch so bezahlen lassen. Die Einheimischen haben sich, wie es scheint, an die Mißhandlung so gewöhnt, daß sie dagegen gefühllos geworden sind, und die Krankheitszustände wie unvermeidliche Schickungen ertragen; um so lauter sollten deßhalb auch in deren Namen alle Anderen ihre Stimmen erheben, die jemals den verruchten braunen Trank kosten müssen und vielleicht sogar aus Höflichkeit ausgetrunken haben; ungewarnt durch feierliche Osterglocken.

Friedrich der Große wollte bekanntlich seine Unterthanen vor der kostspieligen Liebhaberei des Kaffeetrinkens bewahren; seine Maßregeln und die aus Frankreich berufenen „Kaffeeriecher“, die wir aus einer Zeichnung Chodowiecki's kennen, hatten aber so wenig Erfolg, daß zur Zeit der napoleonischen Kontinentalsperre die Bevölkerung schon einen Ersatz für den zum Bedürfnisse gewordenen Genuß suchte. Man brannte Eicheln oder Roggenkörner und mischte sie unter die theuren Kaffeebohnen oder kochte sie statt deren. Die Aehnlichkeit zwischen Kaffee und Roggenkaffee ist freilich nur ganz äußerlich, aber das Getränk konnte wenigstens keinen Schaden thun, und Viele blieben ihm auch während der kargen Zeiten nach den großen Kriegen treu. Nun aber ersinnen unbefugte Chemiker fortwährend neue höllische Mischungen aus Rüben und Früchten, und wer weiß woraus sonst noch, die den dünnen Kaffee verdicken und den blassen bräunen, doch übrigens das Getränke in jeder Beziehung verderben, und das zu einer Zeit, in welcher aller Verdienst so sehr gestiegen ist, alle möglichen Genüsse in einem früher ungeahnten Grade verallgemeinert worden sind!

Dieses eine Beispiel erinnert uns an die Wahrheit, daß in den meisten Fällen wenigstens die Nahrungs- und Genußmittel dort am richtigsten behandelt werden, wo die Natur sie hervorbringt. Der Araber und der Türke röstet womöglich die Bohnen unmittelbar vor dem Bereiten des Kaffees, mahlt sie zu Staub, den er in dem nur einen Augenblick lang siedenden Wasser beläßt; er füllt ein kleines Schälchen an und bedeckt dies, falls es nicht mit Einem Zuge geleert wird, damit der köstliche Duft nicht entweiche. Das ist Kaffee, der Kaffee, der unvergleichlich mundet, erquickt, angenehm anregt, aber nicht aufregt, wahrscheinlich weil während des Siedens ätherische Oele entwichen sind; der Kaffee, dem die Physiologen so viel Gutes nachrühmen, daß er nicht als Luxusgetränk betrachtet werden kann. Im Norden verlangte man laut des Zeugnisses des alten Voß, verlangt man möglicherweise heute noch die Bohnen „grob gemahlen“, die Götter wissen warum, brühte ihn nur ab und trank und trinkt dann viermal so viel als der Türke, sechs- oder zehnmal so viel Thee als der Chinese, der diesen freilich sechs- bis zehnmal stärker macht.

Das dem englischen Rindfleisch ein Theil des Verdienstes zukomme, die Engländer so leistungsfähig zu machen, ist unzähligemale gepredigt worden. Und wie benützt man häufig das Vorbild? Frisch geschlachtetes Fleisch wird — nicht über offenem Feuer — halb gar gebraten, damit bei jedem Schnitte noch klares Blut herausfließt und das Fleisch sich nicht zerbeißen läßt. Nahe der italienischen Grenze will man schon von dem Würzen der Suppe mit Käse nichts mehr wissen, obwohl es kein besseres Mittel giebt, eine kräftige Suppe noch schmackhafter zu machen und einer weniger kräftigen doch „einen kräftigen Geschmack“ zu geben. Ueber die Zubereitung der Gemüse in England klagen die meisten Fremden, vergessen aber gewöhnlich, daß dort alle erdenklichen Hilfsmittel auf dem Tische stehen, mit denen sich Jeder das Gemüse nach seinem Geschmacke würzen kann, wie am Rhein sich Jeder gern seinen Salat selbst zurichtet. Ueber die englische Kochkunst darf am wenigsten in einem Lande abgesprochen werden, wo es herkömmlich ist, die Braten mehr gesotten als gebraten und die Gemüse in einer Mehlbrühe schwimmend zu essen.

Wer jeder Reform den hartnäckigsten Widerstand leistet, braucht kaum ausgesprochen zu werden. Eine „perfekte Köchin“ läßt sich in „ihrer“ Küche nicht dreinreden, und es wäre vergebliches Bemühen, ihr die Vorzüge einer andern Kochmethode vor ihrer altgewohnten auseinandersetzen zu wollen. Ihr Anspruch, am Herde unumschränkt zu regieren, ist ja noch der geringste. In Berlin verweigerte Eine den Eintritt in einen Dienst, weil da nicht „mit Kupper“ gekocht wurde, und eine Wienerin erklärte, „nur mit Flügelthüren“ zu dienen. Doch auch bei denen, für die gekocht wird, ist auf geneigtes Gehör in vielen Ländern nicht zu rechnen. Die durch Jahrhunderte sich behauptenden Geschmacksrichtungen, die Verschiedenheiten in der Ausbildung der Wissenschaft und Kunst der Speisebereitung müssen doch wohl noch andere Ursachen haben, als die größere oder geringere Gelegenheit zur Vervollkommnung der Anlagen. Wie die Küche Toussaint l'Ouverture's beschaffen gewesen ist, wissen wir nicht, aber auch wenn sie der besten Pariser geglichen haben sollte, würde die eine Schwalbe noch keinen Negersommer bedeuten. (Neue Freie Presse.)

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.